

Dekolonial - Dekolonisierung

Garbe, Sebastian

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Garbe, S. (2020). Dekolonial - Dekolonisierung. *PERIPHERIE - Politik, Ökonomie, Kultur*, 40(1-2), 151-154. <https://doi.org/10.3224/peripherie.v40i1-2.09>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Dekolonial – Dekolonisierung

Die Forderung nach einer „Dekolonisierung“ ergibt sich aus der Diagnose, dass unsere Gegenwart bis heute von kolonialen Strukturen geprägt ist. Politische, kulturelle, aber auch intellektuelle (nicht nur akademische) Perspektiven und Bewegungen, welche das Fortbestehen dieser kolonialen Verhältnisse kritisch in den Blick nehmen und ihre Überwindung anstreben, können als „dekolonial“ beschrieben werden. Im Gegensatz zur formalen Entkolonisierung vieler Regionen unter ehemaliger europäischer Herrschaft – in Lateinamerika zu Beginn des 19. sowie in Afrika, Asien und der Karibik ab Mitte des 20. Jahrhunderts – strebt „Dekolonisierung“ die Loslösung von kolonialen Verhältnissen in ihren ökonomischen, politischen, kulturellen, epistemischen, (inter-)subjektiven, vergeschlechtlichten und ökologischen Dimensionen an. Dabei werden die kolonialen Kontinuitäten sowohl im Globalen Süden als auch im Globalen Norden herausgefordert.

Auch wenn es keine einheitliche Definition „dekolonialer“ Wissensperspektiven geben kann, beziehen sich zahlreiche akademische Debatten zu „Dekolonisierung“ auf das Werk des peruanischen Soziologen Aníbal Quijano (2014) und sein Konzept der Kolonialität (der Macht). Kolonialität beschreibt dabei eine historisch spezifische Machtmatrix des modernen Kolonialismus und der europäischen Expansion seit 1492. Diese besteht auf der einen Seite aus einer global wirksamen und eurozentrierten, rassialisierten Klassifikation von Bevölkerungen, auf der anderen und darauf aufbauenden Seite aus einer globalen Arbeitsteilung, in der diese rassifizierte Gruppen den unterschiedlichen Produktionsweisen unter kapitalistischer Hegemonie hierarchisch zugeteilt werden. Nach Quijano durchdringen koloniale Verhältnisse alle Bereiche der sozialen Existenz wie die (Inter-)Subjektivität, Arbeit, kollektive oder öffentliche Autorität bzw. Politik, Geschlechts- und Sexualitätskonstruktionen sowie die Ökologie. Eine Loslösung dieser Bereiche von ihren kolonialen Implikationen verlangt also eine nachhaltigere Dekolonisierung als die historische Entkolonisierung.

„Dekoloniale“ Theorien oder Perspektiven werden oft mit der um die Jahrtausendwende aktiven Diskussionsgemeinschaft „Modernität/Kolonialität“ einiger lateinamerikanischer Intellektueller assoziiert. Ausgangspunkt deren Argumente ist, dass sich Moderne und Kolonialität im Kontext der europäischen Expansion seit 1492 gemeinsam konstituieren. Im Gegensatz zur eurozentrischen Version wird die Moderne also nicht als ein Produkt

europäischen Ursprungs verstanden, sondern als widersprüchliches Ergebnis kolonialer Expansion und der dadurch entstandenen global ungleichen Machtverhältnisse. Darauf aufbauend werden in dieser Perspektive schließlich auch die spezifisch koloniale Dimension der globalen Ausbreitung des Kapitalismus sowie die Subalternisierungsprozesse der Wissens- und Lebensformen der unterworfenen Bevölkerungen in den Blick genommen. Dabei kann die Diskussionsgemeinschaft „Modernität/Kolonialität“ als eine spezifisch akademisierte und lateinamerikanische, aber keinesfalls als die ausschließliche Variante dekolonialer Theorieproduktion gelten. Dekoloniales Denken existiert vielmehr überall dort, wo koloniale Kontinuitäten in den Blick genommen und herausgefordert werden. Dekoloniale Theorie ist die teilweise institutionalisierte und in der akademischen Auseinandersetzung um Bedeutungshoheit eingeschriebene Variante dieses Denkens.

In diesem Sinne handelt eine „Dekolonisierung“ auch von der Überwindung des Eurozentrismus als einer hegemonial und machtvoll durchgesetzten (Re-)Produktionsweise von Wissen und seines „Epistemizids“ an den vielfältigen Möglichkeiten der Menschheit, die Welt erkenn- und erfahrbar zu machen (Sousa Santos 2018). Das führt zur doppelten Herausforderung der „Dekolonisierung“ des Wissens: die Leerstellen und Grenzen der konventionellen und eurozentrischen Wissenschaften zu erforschen sowie epistemische Monokulturen – wie jene des Eurozentrismus – in „Ökologien der Wissensformen“ (ebd.: 279-313) zu verwandeln, um so zu einem gleichberechtigten Wissensaustausch und -dialog zu kommen.

Gerade in Gegenüberstellung zu postkolonialen Perspektiven sorgt „dekolonial“ vor allem im deutschsprachigen Raum nach wie vor für Verwirrungen. Ein Hauptunterschied beider Präfixe kann dabei sein, dass während „postkolonial“ sowohl etwas „nach“ dem Kolonialismus als auch das „darüber hinaus Gehende“ benennt, strebt „dekolonial“ danach, sich vom Kolonialen loszulösen und ihm entgegenzutreten.

Wenn dekoloniale Theorie als stark lateinamerikanisch geprägt gelten kann, fällt zudem die unterschiedliche Periodisierung und Lokalisierung der kolonialen Erfahrung auf. Lateinamerikanische dekoloniale Theorie betont dabei die zentrale Rolle des amerikanischen Doppelkontinents in der Etablierung eines modernen/kolonialen Weltsystems seit 1492 als auch in der Herausbildung erster moderner philosophischer Debatten. Gegenüber postkolonialer Theorie wurden zudem marxistische Vorwürfe erhoben, materielle sowie polit-ökonomische Verhältnisse auszublenden oder misszuverstehen. Demgegenüber versuchen dekoloniale Perspektiven, die Wechselwirkungen von epistemischen, kulturellen oder kognitiven Dimensionen sowie materiellen Ebenen kolonialer Machtverhältnisse zu betrachten. Gerade

in Abgrenzung zu postkolonialer Theorie behaupten einige dekoloniale Perspektiven zudem, eher von nicht-eurozentrischen Wissenstraditionen beeinflusst zu sein bzw. diese zu reaktivieren. Erst langsam werden konkrete empirische und theoretische Forschungen dieser Forderung jedoch gerecht.

Dies führt zu einem weiteren Kritikpunkt an dekolonialen Perspektiven und der Popularisierung des Labels „dekolonial“ in der Wissenschaft und darüber hinaus, mit dem auf die Kluft zwischen „dekolonialer“ Theorie und Praxis hingewiesen wird. In den Worten der bolivianischen Soziologin Silvia Rivera Cusicanqui (2018: 84) gibt es „keinen Dekolonisierungsdiskurs, keine Dekolonisierungstheorie ohne die dazugehörigen Praktiken“. Rein rhetorische Kritiken an kolonialen Verhältnissen, die sich nicht in die Praxis übersetzen lassen, verlieren also ihr transformatives Potenzial und werden innerhalb akademischer Disziplinen eingehegt (Gutiérrez Rodríguez 2016: 62). Letzten Endes tragen sie also eher zu einer (Re-)Kolonisierung und wiederholten Subalternisierung gewisser Bevölkerungsgruppen und Wissensformen bei. Vielmehr geht es bei Dekolonisierung um die Umkehrung von historischen, durch Kolonisierung gewachsenen Ungerechtigkeiten, wie z.B. die Frage von Landbesitz in siedlungskolonial geprägten Gesellschaften. Kritische Wissensproduktionen, die derartige Dekolonisierungsbestrebungen unterstützen und einen transformativen Anspruch haben, werden zur „Dekolonisierung“ ihrer Forschungsmethoden aufgefordert, in der koloniale Forschungstraditionen zurückgewiesen sowie alternative Forschungspraktiken entworfen werden.

Trotz der unverhältnismäßigen Sichtbarkeit männlicher Autoren, vor allem in der lateinamerikanischen dekolonialen Theorie, ist „Dekolonisierung“ nur als feministisches Unterfangen möglich (Espinosa Miñoso u.a. 2014). Ein dekolonialer Feminismus geht dabei davon aus, dass koloniale Herrschaft und vergeschlechtlichte Machtverhältnisse eindeutig miteinander verwoben sind. Feministisch-dekoloniale Entwürfe verweisen im Gegenzug unter anderem auf nicht-eurozentrische Vergeschlechtlichungsprozesse und die damit einhergehenden alternativen sozio-kulturellen Dynamiken und politischen Organisationsformen.

Schließlich besteht eine Herausforderung darin, „Dekolonisierung“ in Ländern des Globalen Nordens zu denken und zu verorten. Dabei geht es nicht nur um die wichtige Aufgabe, die koloniale Geschichte dieser Länder kritisch aufzuarbeiten. Denn wenn Kolonialität die rassialisierten innergesellschaftlichen Machtverhältnisse beschreibt, müssen dekoloniale Interventionen, beispielsweise in Deutschland, die durch Migrationsprozesse legitimierten sozialen Hierarchien sowie die Missachtung sozio-kultureller Diversität herausfordern. Dazu gehören die Kämpfe zur Dekolonisierung

unserer Städte, Museen, und Institutionen als auch die Solidarität mit anti-rassistischem, migrantischem oder *refugee*-Aktivismus.

Sebastian Garbe

Literatur

- Espinosa Miñoso, Yuderkys; Diana Gómez Correal & Karina Ochoa Muñoz (Hg.) (2014): *Tejiendo de Otro Modo: Feminismo, Epistemología y Apuestas Decoloniales en Abya Yala*. Popayán.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2016): „Decolonizing Postcolonial Rhetoric“. In: Gutiérrez Rodríguez, Encarnación; Boatcă, Manuela & Sergio Costa (Hg.) *Decolonizing European Sociology. Transdisciplinary Approaches*. London & New York, US-NY, S. 49-67 (<https://doi.org/10.4324/9781315576190>)
- Quijano, Aníbal (2014): *Cuestiones y horizontes: Antología esencial*. Buenos Aires.
- Rivera Cusicanqui, Silvia (2018): *Ch'ixinakax Utxiwa – Eine Reflexion über Praktiken und Diskurse der Dekolonisierung*. Münster.
- Sousa Santos, Boaventura de (2018): *Epistemologien des Südens. Gegen die Hegemonie des westlichen Denkens*. Münster.